

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 2

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

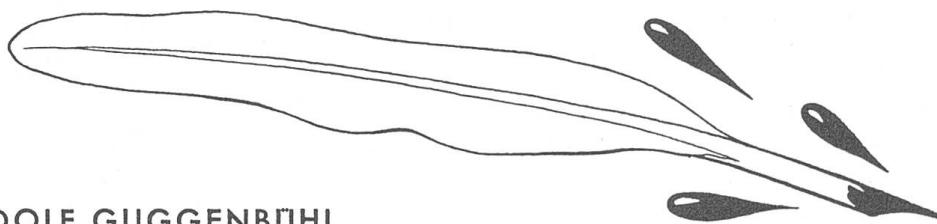
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RAWDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Das falsche Ideal

Hosenträger oder nicht Hosenträger? Das ist die Frage. Nein, keine Lebensfrage, wie zum Beispiel das Problem «Freie Wirtschaft oder Planwirtschaft» oder «Direkte Bundessteuern ja oder nein». Aber immerhin ein Problem, das man ernst nehmen muß. Die Diskussion darüber ist viel wichtiger als zum Beispiel diejenige über die Hulligerschrift oder über eine Rede von Thomas Mann an die Zürcher Jugend. Leider gilt es bei unsren ge- oder vielmehr verbildeten Schichten als nicht fein, sich mit solchen scheinbar prosaischen Angelegenheiten wie Hosenträgern zu befassen. Diese Leutchen glauben immer noch, Kultur habe mit dem Leben nichts zu tun, der Geist sei nur Geist, wenn er über den Wassern schwebe.

Die Hosenträger-Träger bilden in unserm Land immer noch die große Mehrheit. Aber sie sind bereits in einer Abwehrstellung. Mit verbissenem Mut kämpfen sie für ein Ideal, das immer mehr bedroht ist. Ich sage, ein Ideal, denn man täte den Mitgliedern des Hosenträger-Ordens Unrecht, würde man ihnen nur materialistische Motive, d. h. Hang zur Bequemlichkeit zubilligen. Nein, es handelt sich um eine Art Glaubenskampf, um eine besondere Form geistiger Landesverteidigung. Sie genießen deshalb meine volle Sympathie. Wenn ich auch im andern Lager stehe, bin ich doch überzeugt, daß im großen und ganzen die Hosenträger-Träger die bessern Schweizer, die wert-

volleren Elemente der Nation vereinigen als ihre Gegner. Und trotzdem, glaube ich, kämpfen sie für eine falsche Sache, wie seinerzeit die Schweizergarde in den Tuilerien.

Die schiefe Situation kommt daher, daß die Männerkleider, wie wir sie in der Schweiz tragen, unserm demokratischen Wesen in keiner Weise entsprechen. Das gesellschaftliche Vorbild, auf das sie zugeschnitten sind, ist «der korrekte Herr», «der bessere Herr». Dieser «korrekte Herr», der in unserm Lande nur in den Katalogen der Schneider existiert, ist sehr förmlich. Er trägt stets Kragen und Krawatte, Weste und Rock, und dieser beiden Kleidungsstücke entledigt er sich nur dann, wenn er ins Bett geht.

Dieser Fiktion entspricht nun der Bau der Weste. Dieses Kleidungsstück ist so konstruiert, daß man es nur von vorne sehen darf. Der Rücken besteht aus Kunseide, auf welcher der Rock gut gleitet, und ist mit einer Schnalle versehen. Die Weste ist ein Unterkleid, von dem vorausgesetzt wird, daß es nie ohne das zugehörige Oberkleid getragen wird.

Ebensowenig wie der «korrekte Herr» in Weste ohne Rock dasitzt, so wenig zeigt er sich ohne Rock und ohne Weste. Deshalb sind auch die Hosenträger als ausgesprochen intimes Kleidungsstück ausgebildet. Sie sind nicht notwendigerweise häßlich, sicher aber auch nicht dazu berechnet, zu entzücken. Sie gehören in jene verborgene Welt der Sockenhalter, Hüftgürtel usw.

Nun hat aber, wie gesagt, dieser «korrekte Herr» in der Schweiz sein Dasein von jeher hauptsächlich auf Kataloge und auf Schaufenster von Konfektionsgeschäften beschränken müssen. In Fleisch und Blut existiert er nur in verhältnismäßig seltenen Exemplaren. Ja dieses Ideal des «bessern Herrn» ist den Söhnen Tells in tiefster Seele verhaßt. Aus diesem Grunde hat der Schweizer das Bedürfnis, gegen dieses — als falsch empfundene — Vorbild ständig zu protestieren. Wenn er irgendwie kann, zieht er den Rock aus, sitzt in Hemdärmeln da oder sogar ohne Weste, also mit sichtbaren Hosenträgern. Das geschieht nicht einfach aus Bequemlichkeit, denn wir sind durchaus nicht ein Volk, das den Komfort über alles liebt. Es handelt sich hier immer wieder um eine revolutionäre Tat, einen symbolischen, modischen Tyrannenmord. Diese Ablehnung eines undemokratischen Lebensstils ist höchst sympathisch, aber wie auf allen Lebensgebieten ist es mit der bloßen Verneinung nicht getan. Wenn uns die importierten Lebensformen nicht passen, so genügt es nicht, sie abzulehnen, an Stelle der als unangebracht betrachteten Form Formlosigkeit zu setzen. Es gilt vielmehr, neue Formen zu schaffen, die uns entsprechen.

Was heißt das nun praktisch? Wenn man, wie das vor allem die ländliche Bevölkerung liebt, gerne eine Weste, aber ungern einen Rock trägt, dann muß man die Weste zu einem Kleidungsstück ausbilden, das separat getragen werden kann. Eine solche Lösung findet man zum Beispiel bei der Tracht der Appenzeller Sennen. Es besteht auch die Möglichkeit, eine Weste zu schaffen, die vorne offen ist, also nicht zugeknöpft wird, wie das bei den Westen der Gruyérez ist, die außerdem noch mit kurzen Ärmeln versehen sind.

Will man sich aber die Freiheit wahren, bei warmem Wetter sowohl auf Rock wie auf Weste zu verzichten, ohne sich von den Hosenträgern zu trennen, dann gibt es keine andere Möglichkeit, als daß man die Hosenträger zu einem Teil der

Kleidung ausbildet, daß man sie so schön wie möglich macht, wie das wiederum die Appenzeller oder aber — *horribile dictu* — die Tiroler getan haben, die ihre Hosenträger bekanntlich besticken.

Der Ausweg, schmale, diskrete Hosenträger zu tragen, der heute hie und da gewählt wird, ist keine Lösung. Natürlich sind diese schmalen Hosenträger weniger häßlich als die alten Herkules; aber schön sind auch sie nicht.

Es ist sehr gut möglich, daß die vorgeschlagene Lösung, nämlich die Hosenträger zu einem richtigen Kleidungsstück auszubilden, das man nicht verstecken muß, sehr bald einmal lanciert wird. Gegenwärtig ist das aber nicht der Fall, und ein Zürcher Geschäftsmann oder ein Basler Universitätsprofessor würden wahrscheinlich beträchtliches Aufsehen erregen, wenn sie am Rotary-Lunch mit gestickten oder sonstwie modisch ausgestatteten Hosenträgern auftauchten.

Also gibt es gegenwärtig keine andere Möglichkeit, als entweder den Rock anzuhalten oder aber auf die Hosenträger zu verzichten und zu einem Gürtel überzugehen.

Warum nun aber dieser fanatische Widerstand gegen den Gürtel?

Der Einwand, Hosenträger seien «technisch» unerlässlich, kann natürlich nicht ernst genommen werden. Wenn die Männer ganzer Erdteile ohne Hosenträger auskommen, so wird niemand behaupten wollen, die Anatomie des Schweizer Mannes sei dermaßen merkwürdig oder unsere Schneider seien dermaßen unfähig, daß es bei uns ohne Hosenträger einfach nicht gehe.

Der Grund, warum man sich nicht für einen Gürtel entschließen kann, liegt darin, daß diese Mode aus dem Ausland kommt, diesmal aus Amerika. Aber ist denn das an sich ein Grund zur Ablehnung? Eine Männerkleidung, die unsern schweizerischen Lebensformen entsprach, vermochten wir im Zeitalter der internationalen Mode begreiflicherweise nicht zu schaffen. Warum aber dann nicht jenen Lebensstil übernehmen, der dem unsern

am nächsten liegt? Die amerikanische Art, sich anzuziehen, liegt unserer Wesensart ja viel besser als der steife europäische Stil. Es ist kein Zufall, daß gerade die demokratischen Amerikaner eine Herrenkleidung entwickelt haben, bei der es ohne weiteres möglich ist, sich ungezwungen zu geben, Rock und Weste nach Belieben auszuziehen.

Man sollte deshalb weniger Hemmungen haben, den amerikanischen Stil zu übernehmen, auch im Militär. Natürlich ist es etwas bemühend, daß wir, die wir doch demokratischer fühlen als irgend ein Volk der Welt, es nicht fertig brachten, für die Uniformen der Soldaten, Kondukteure, Briefträger und Polizisten eine demokratische Lösung zu finden, sondern daß man erst nach dem zweiten Weltkrieg unter dem Einflusse Amerikas so weit kam, daß man den Verkehrspolizisten gestattete, an schönen Tagen in Hosen und Hemd Dienst zu tun.

Im Militär ist man leider noch nicht so weit. Dort kommt man vom preußischen Ideal des « korrekten Herrn », der in Gegenwart anderer den Rock nicht ausziehen darf, trotz aller Bemühungen nicht recht los.

ZÜKA

De mortuis nihil nisi bene. Der langweilige Spruch, gemäß dem man über die Toten nur Gutes sagen darf, gilt bestimmt nicht für Ausstellungen. Nachdem die Züka bei Erscheinen dieses Heftes ihre securitasbewehrten Pforten voraussichtlich geschlossen haben wird und ihr diese Glosse keinen einzigen Besucher mehr abspenstig machen kann, scheint es mir Pflicht, einige grundsätzliche Bemerkungen zu dieser in seltenem Maße verfehlten Ausstellung anzubringen.

Ich tue das nur mit gewissen Hemmungen, denn die Schweiz ist ein sehr kleines Land, wo jeder jeden kennt, und ich möchte die Organisatoren, die sehr tüchtige Leute sind, nicht kränken. Diese Angst, als Spielverderber zu wirken, hat

wohl auch die Presseleute bewogen, mit wenigen Ausnahmen die Züka in den höchsten Tönen zu loben. Selbst wenn in einer Volksdemokratie eine Ausstellung « 30 Jahre Kommunismus » stattgefunden hätte, wäre eine strammere Gleichschaltung der Presse kaum möglich gewesen. Unsere Zeitungen waren diesmal nicht Sprachrohr der öffentlichen Meinung. Die große Mehrheit des Zürcher Volkes stand der Ausstellung skeptisch gegenüber.

Die « Zürcher Landwirtschafts- und Gewerbeausstellung » ist ein einzigartiges Beispiel für einen Vorgang, der in unserem Lande ziemlich häufig vor sich geht, nämlich daß man mit viel Schweiß und Fleiß etwas organisiert, ohne das Bedürfnis zu empfinden, sich darüber klar zu werden, was man eigentlich will. Größte Gründlichkeit im Detail vereinigt sich mit ebenso großer Oberflächlichkeit in bezug auf die Grundlagen.

Eine Ausstellung kann drei Aufgaben erfüllen:

1. Eine geschäftliche, indem sie Käufer und Verkäufer zusammen bringt.
2. Eine kulturelle, indem sie als Schau des einheimischen Schaffens das Selbstgefühl hebt und zu neuen Kulturliebhabern anregt.
3. Sie kann Vorwand bilden, um ein Fest zu begehen.

Einen geschäftlichen Sinn hat die Züka selbstverständlich nicht. Für eine Messe dieser Art bestand im Zeichen der Hochkonjunktur neben der Mustermesse Basel, dem Comptoir in Lausanne und der Olma in St. Gallen nicht das geringste Bedürfnis. In einem Zeitpunkt, wo immer noch Warenmangel herrscht, wo die Kunden viel zahlreicher sind als die Verkäufer, brauchen Gewerbe und Landwirtschaft keine neue Propagandamöglichkeit, um ihre Waren absetzen zu können. Die Aussteller haben denn auch, soweit es sich um privatwirtschaftlich rechnende Firmen handelt, meist nur widerwillig mitgemacht.

Daß es volkswirtschaftlich ein Unsinn ist, in einem Zeitpunkt, wo wegen Mangels an Material und Arbeitskräften

auch die dringendsten Bedürfnisse des Wohnungsbaues nicht befriedigt werden können, Messehallen aufzustellen, muß ebenfalls jedem einleuchten.

Auch eine «Befruchtung» der Zürcher Hoteliers war zweifellos nicht nötig, da ja die Gasthöfe in Zürich seit längerer Zeit Nacht für Nacht Gäste abweisen müssen.

Das alles war auch den zürcherischen Behörden klar, vielleicht nicht im Zeitpunkt, als sie den Subventionsbeschuß faßten, aber bald nachher. Leider gehört es bei uns zur Tradition, daß eine Behörde einen gefaßten Beschuß auch dann nicht rückgängig macht, wenn sich die Verhältnisse nachträglich ändern.

Eine kulturelle Schau mit besonderer Berücksichtigung der Kulturleistungen des Kantons Zürich wäre hingegen sehr diskutierbar gewesen. Wenn der Föderalismus nicht ein leeres Wort sein soll, so muß ja das kantonale Kulturbewußtsein wieder erweckt werden. Es gibt nicht nur für die Schweiz ein Problem der geistigen Landesverteidigung, sondern auch für die Kantone, wobei wie beim Bund auch dort das Hauptgewicht nicht auf die Abwehr unerwünschter Einflüsse, sondern auf die Förderung der eigenen kulturellen Werte zu legen ist.

Leider gehört nun gerade der Kanton Zürich, im Gegensatz etwa zum Kanton Bern, zu jenen Kantonen, die ihre eigenen Kulturleistungen wenig pflegen. Der Zürcher ist auf das zürcherische Wesen viel zu wenig stolz, vielleicht deshalb, weil er seine eigenen Kulturleistungen kaum kennt. Der durchschnittliche Zürcher weiß heute nicht mehr, worin die Merkmale der zürcherischen Architektur bestanden haben, was etwa die Möbel des Zürcher Barocks von den Berner oder Basler Möbeln der gleichen Zeit unterscheidet. Er hat keine Ahnung, welch kultivierte Goldschmiedearbeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Zürich hergestellt wurden, und daß die Zürcher Porzellanmanufaktur Dinge schuf, die den Erzeugnissen berühmter ausländischer Porzellanstafiken würdig an die Seite gestellt wer-

den können. So wie die Zürcher das alte Kunsthantwerk nicht kennen, kennen die meisten auch das neue Kunstgewerbe nicht.

Eine Gewerbe- und Landwirtschaftsausstellung hätte deshalb für den Kanton Zürich das leisten können, was die unvergängliche Landesausstellung für die Schweiz als Ganzes tat. Von diesem Bestreben war aber an der Züka kaum ein Hauch zu verspüren. Ein großer Teil der leitenden Leute waren nicht Zürcher und hatten wohl kaum eine Ahnung, um was es bei zürcherischer Eigenart überhaupt geht. Die ganze Ausstellung hätte ebenso gut in St. Gallen oder Aarau stattfinden können.

Es war deshalb ein Mißbrauch des Heimatgefühls, wenn Delegationen der Zürichseedörfer mit bunten Segeln am Zürichseetag in die Hauptstadt fuhren, «damit das wackere Landvolk in stolzer Bescheidenheit sich seiner selbst bewußt wird, wenn es zusammen mit dem muntern Stadtvolk das frohe Fest gemeinsam feiert», wie ein gequälter Journalist so schön sagte.

Auch der Vergnügungsteil hatte nicht zürcherischen, sondern einen verwaschenen, gesamtschweizerischen, ja in der Hauptsache internationalen Charakter. Im Großvariété-Restaurant Tivoli ging jeden Abend ein Weltstadtvariété «Einfach unglaublich» über die Bretter, die zum Glück nicht die Welt bedeuten. Im großen Vorführungsring konnte man neben heimatschützlerischen Veranstaltungen italienische Akrobaten, internationale Ringer usw. bewundern. Im Lunapark bot jeden Tag die Schwedin Anita Kittner den Zuschauern einen billigen Nervenkitzel, indem sie aus 30 m Höhe in ein kleines Wasserbassin sprang. Ein großes Jazz-Orchester hatte wahrscheinlich die Aufgabe, den Besuchern zu zeigen, was sich die zürcherischen Bauern und Gewerbetreibenden unter bodenständiger Musik vorstellen. Neben den üblichen, auf allen Rummelplätzen der Welt bekannten Buden war auch die traditionelle Figur-Acht- oder Szeneriebahn in einer neuen Variante vertreten.

Nein, auf solche sinnlosen Ausstel-

lungen sollten wir verzichten oder sie wenigstens nicht subventionieren und ihre Durchführung einigen privaten Geschäftsmachern überlassen.

Wieso aber der rege Besuch? Ganz einfach deshalb, weil trotz aller gegenteiliger Versicherungen ein großer Hunger nach Festen besteht. Es ist nicht zu viel los, es ist zu wenig los in unserem Land. Wir alle haben das Bedürfnis, dem harten Existenzkampf etwas entgegenzusetzen, des Tages Arbeit durch frohe Feste zu unterbrechen. Der schweizerische Moralismus erlaubt aber nicht, ein Fest ohne einen Vorwand zu feiern. Doch Veranstaltungen wie die Züka bilden keinen geeigneten Hintergrund für echte Feste. Was sich hier abspielt, sind Karikaturen von Festen. Sie beglücken den Teilnehmer nicht, sie machen ihn traurig. Ein wirkliches Fest kann sich nur dort entfalten, wo die geschäftliche Atmosphäre fehlt. Wenn der Besucher aber, wo er geht und steht, fühlt, wie er Objekt eines kaltrechnenden Präsidenten des Finanzkomitees ist, wenn er Fr. 2.50 Eintritt zahlen muß und alle Vergnügungen wieder aufs neue Auslagen verursachen, jeder Tanz 20 Rappen und jeder Eintritt in eine Bude Franken 1—7 kosten, da kann keine echte Festfreude aufkommen, sondern im besten Fall die Betäubung, die ein Rummelplatz erzeugt. Bei richtigen Festen wird nicht abgesperrt und kein Eintritt verlangt.

Nein, solche Veranstaltungen sind keine Kulturtaten. Eher Taten der Unkultur, trotz der vorbildlichen Organisation und trotzdem die leitenden Persönlichkeiten ihre Arbeit nicht nur mit Geschick und Tüchtigkeit, sondern mit viel Hingabe und Idealismus besorgten.

«Wissen Sie, was Züka heißt?» fragte man sich anlässlich der Eröffnung in Zürich: **Ziemlich Überflüssige Kraft-Anstrengung.**

Zwei Welten

I

*Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah:
Die Luft ist still, als atmete man kaum;
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.
Oh, stört sie nicht, die Feier der Natur,
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.*

Gedicht von Hebbel.

II

Unser Fachorgan weist je und je darauf hin, daß es sowohl im eigenen Interesse jedes Landwirtes liegt sowie eine volkswirtschaftliche Pflicht ist, Qualitätsobst sorgfältig zu pflücken, denn nur dann ist eine rationelle Verwertung denkbar. Mit Recht erweckt der Anblick von Obst, das man einfach vom Baum fallen läßt, beim Betrachter Empörung über den unsorgfältigen und gewissenlosen Eigentümer.

Aus einer landwirtschaftlichen Zeitung.

Nein, nicht zwei Welten, sondern zwei Betrachtungsarten der gleichen Welt. Beide sind richtig, beide sind nötig, und doch sind sie unvereinbar. Aber das Leben ist nun einmal keine Rechnungsaufgabe mit einer eindeutigen Lösung. Und die Kunst des richtigen Lebens besteht darin, das Unvereinbare zu vereinen.

